

ringen heute nicht nur um den rechten Ausdruck, sondern elementar um das Verstehen des Christustodes und seiner Heilsbedeutung“ (57). – Was also darf nicht fehlen? W. Kasper: Das Kreuz sei „kein Unfall oder Zufall der Geschichte“ (58). K. Lehmann: Reduzierung von Stellvertretung und Sühne auf Solidarität und „Proexistenz“ nehme „Jesu Tod seine entscheidende Dimension“ (59). J. Ratzinger/Benedikt XVI.: „Gott selbst ‚trinkt den Kelch‘ alles Schrecklichen aus“ (60 f.). Das Mysterium ist ja kein Denkverbot, vielmehr tut sich bei wachsendem Verstehen um so mehr seine Unerschöpflichkeit auf.

Sch.s Antwort steht unter den Titelworten „Vergebung und Sünde“. In der Tat sind Begriff und Realität von Schuld, Sühne und Umkehr wiederzuentdecken (67). Schuld und Sünde immerhin kommen auch bei Autoren vor, die auf lange Strecken ihre Soteriologie ohne sie konzipieren. „Dagegen ist eigenartigerweise von der Vergebung kaum je die Rede“ (68), stattdessen von Versöhnung [das Wort „Augenhöhe“ fällt hier nicht]. Sch. stützt sich vor allem auf die (zweidimensionale) Vergebungsbitte im Vaterunser. – Die Doppelung verweist auf die Doppelwirkung der Sünde: Sie trifft den Mitmenschen, doch mehr noch Gott. Sünde verletzt die Gerechtigkeit; einzige Möglichkeit ihrer Wiederherstellung ist der „beiderseits freiwillige Akt“ der Versöhnung, die Schuldvergebung verlangt. – Diese aber hat Voraussetzungen. Der Vergebende muss selbst von der Sünde getroffen worden sein. „Da Gott aber in seiner Gottheit (Göttlichkeit) nicht von der zerstörerischen Macht der Sünde angegriffen und beschädigt werden kann, so kann er nur dann glaubwürdig vergeben, wenn er sich der Macht des Bösen tatsächlich aussetzt“ (89). „Der einzige, der das Recht zu vergeben besitzt, ist derjenige, der das begangene Unrecht erleidet“ (93). „Wenn also Gott die Sünden vergeben will – und er will es –, so muss er sich durch die Sünde betreffen lassen“ (98). Gerechtigkeit verlangt also das Leiden, doch anders als bei Anselm: nicht im Blick auf Ausgleich und Genugtuung, sondern aus dem Wesen von Sünde und Vergebung heraus. „Die bloße Demonstration der Solidarität bringt niemandem das Heil“ (102). Und es geht nicht um kontingentes Missgeschick. (Wie wäre es dabei möglich, die alten Vorwürfe gegen die Betreiber von Jesu Tod zu vermeiden?)

Abschließend überprüft Sch. die Vereinbarkeit seiner Antwort mit den Fixpunkten der Tradition wie heutiger Fragen: bzgl. Stellvertretung (ἀντί statt ὑπέρ), Sühne, Opfer (im Deutschen, und im Horizont der Reformation, kaum zu vermitteln: „der Sinn des Opfers liegt nicht im Verzicht auf das, was geopfert wird, oder gar in der Zerstörung, sondern er liegt darin, dass ein Opfer ein Geschenk ist“ [117]) und Solidarität (die angesichts persönlicher Schuld nicht bloß äußere Freiheit im Blick haben darf).

Sein Geleitwort schließt Kardinal Lehmann (7): „Ich wünsche dem kleinen, dichten Buch über ein großes Thema aufgeschlossene Leserinnen und Leser, darunter auch und besonders aus der theologischen Zunft. Das Thema lässt sich nicht aufchieben.“ J. SPLETT

## 2. Biblische und Historische Theologie

FELBER, STEFAN, *Kommunikative Bibelübersetzung*. Eugene A. Nida und sein Modell der dynamischen Äquivalenz. Stuttgart: Deutsche Bibelgesellschaft 2013. 481 S./Ill./graph. Darst., ISBN 978-3-438-06249-9.

1. Es ist eine zu Recht philosophisch, insbesondere sprachphilosophisch viel diskutierte Frage, wie sich von einer Sprache und Kultur in die andere übersetzen lässt, wie das Fremde oder doch Andere im Eigenen angemessen wiedergegeben werden kann, was, wie schon Walter Benjamin wusste, ein besonderes Gewicht gewinnt, wenn aus der Ursprache der heiligen Texte in die Sprachen „der Völker“ übertragen wird. Welcher Horizont soll dabei die Autorität haben? Das je spezifisch von Nietzsche oder von Wittgenstein formulierte Problem, ob man um die eigene „Welt-Ecke“ sehen kann, gewinnt in einer Epoche, in der die Philosophie selbst vielfacher interkultureller Revision unterzogen wird, eine fundamentale Aktualität. Dies sichert der souveränen und grundlegenden Untersuchung des Baseler Theologen Stefan Felber (= F.) über die Voraussetzungen und Implikationen der Bibelübersetzung im Sinne von Eugene Nidas dynamischer Äquivalenz-Konzeption weit über Bibelwissenschaften und Theologie hinausgehendes philosophisches Interesse.

Nida (1914–2011) ist eine der im Hintergrunde wirkmächtigsten Instanzen weltweiter Bibelübersetzungen. Seinem Modell folgt eine Vielzahl von Bibelübersetzungen. Gerade im deutschen Sprachraum ist Nida aber kaum – oder nur unzureichend – bekannt. Eine umfassende, wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Monographie zu seinem Ansatz fehlt bis heute. F. füllt diese Lücke in geradezu idealer Weise, zumal er die über siebzig Jahre währende, umfassende wissenschaftliche Publikationstätigkeit Nidas eingehend und differenziert würdigt.

Besonderes Augenmerk müssen dabei die sprachphilosophischen Anleihen Nidas und ihre Konsequenzen finden. Obwohl der Einfluss, den Noam Chomskys generative Transformationsgrammatik auf Nida hatte, noch immer kontrovers diskutiert wird, ist unbestritten, dass Nida von Chomskys „Revolution“ sprach. Mehr noch: Er bediente sich des Verfahrens der Transformationsgrammatik zumindest bis in die siebziger Jahre hinein. Maßstabsetzend war dabei vor allem Chomskys frühes Hauptwerk „Syntactic Structures“ (1957), das erstmals innerhalb der Sprachphilosophie und, ausgehend von Arbeiten seines linguistischen Lehrers Zellig Harris und seines philosophischen Mentors Nelson Goodman, zur Klassifikation von ganzen Sätzen zu gelangen suchte. Unterhalb der Oberflächenstruktur der Sprache nahm Chomsky Tiefenstrukturen aus, sogenannte „Kernels“, die unter Rekurs auf einen idealen angenommenen Sprecher-Hörer dazu befähigen sollten, aus einer begrenzten Anzahl von Transformationsregeln eine unbegrenzte Anzahl neuer Sätze zu erzeugen. Später ging Chomsky in seinem Aspekt-Modell noch weiter mit der Absicht seiner „Standardtheorie“ (seit 1965), alle Beziehungen zwischen Lautgestalt und Bedeutungstheorie zu erklären. Es handelt sich, wie F. zu Recht einwendet, um ein idealisiertes Modell, das den metaphorisch- metonymischen, ironischen, ästhetische Leerstellen markierenden Dimensionen der Sprache kaum gerecht wird. In Auseinandersetzung mit dem Behaviorismus beanspruchte Chomsky, ein ideal-rationalistisches Modell zu vertreten, das weder Sprecher- noch Hörer-Modell sei. Er rückte seine Arbeit selbst in die Genealogie der Logik von Port Royal und des Cartesianismus. Wie F. zeigt, ist dieser Ansatz auch darin cartesianisch, dass er den Sprachleib von der Idee trennt, was in weitgehendem Widerspruch zur Fleischwerdung des Wortes selbst steht. Problematisch für die Schriftübersetzung dürfte in jedem Fall der Nominalismus sein, den Chomsky zugrunde legt und dem Nida implizit folgt. Das Wort selbst wird damit depotenziert. Es ist nur „Gebrauchsanleitung“ für die Freisetzung einer Botschaft.

F. arbeitet aber behutsam auch eine empiristisch-behavioristische Linie der Chomsky-Adaptionen Nidas heraus. Sie macht das Problem freilich keineswegs besser: Denn damit verbindet sich die Konditionierung durch Sprache. F. hält zu Recht mit Erich Heintel fest, dass durch nominalistisch-sophistisches Sprachverständnis die Sprache entleert werde und nicht mehr Heimat sein könne (357).

Wesentliche Mängel von Nidas Ansatz haften an diesen Prinzipien, die die Eigenwirksamkeit des Wortes Gottes überformen. Nicht davon zu reden, dass sich die von Chomsky herrührenden Idealisierungen schwerlich in eine empirische Übersetzungskonzeption einfügen lassen und dass der Universalitätsanspruch der Transformationsgrammatik weder in Linguistik noch Sprachphilosophie Resonanz findet.

2. Von hierher zeigt F., wie sich Nida der Schriftübersetzung nicht als Theologe, sondern als Linguist und Gräzist nähert, wobei er von seinen offenbar beträchtlichen Fähigkeiten als Klassischer Philologe aber, wie F. demonstriert, nur wenig Gebrauch macht. Er argumentiert nämlich nicht vom Urtext des Neuen Testaments aus, sondern ausgehend von vorhandenen Übersetzungen. In diesem Sinne wird auch in den meisten der nach dynamischer Äquivalenzmethode gearbeiteten Bibelübersetzungen verfahren.

Ansatzpunkt der „dynamischen Äquivalenz“ ist, gemäß den Chomsky'schen Prämissen, dass bei den Rezipienten aus unterschiedlichen Kulturen äquivalente Reaktionen wie bei den ursprünglichen Lesern und Hörern der Heiligen Schrift wachgerufen werden sollen. In dieser Rezipientenorientierung und in der Reduktion auf elementarste „Kommunikationsstrukturen“ tendiert das Verfahren zu einem eher losen Umgang mit der „*opinio textus*“.

Nida fordert von gelingender Übersetzung, drei Kriterien einzulösen: *faithfulness*, *expressiveness* und die Erfassung des Geistes („*spirit*“) des Originals. Dass sein eigener Versuch einer Unterteilung des Übersetzungsvorgangs in verschiedene Phasen, nament-

lich die Unterscheidung von „Analyse“ und „Neuaufbau“, nicht *strictu sensu* durchzuführen war, dass Exegese, Analyse und Übertragung ineinandergreifen, scheint Nida in den achtziger Jahren indessen selbst erkannt zu haben. Unter „Analyse“ verstand Nida die Zerlegung der Texte in Elementarbestandteile (grammatische Tiefenstrukturen), die er in enger Anlehnung an Chomskys generative Transformationsgrammatik als „Kernels“ bestimmt. Der „Stilist“ müsse auf der Grundlage der Analyse den Text neu zusammenfügen. Nida hat später, wie F. zeigt, das Gelingen von Übersetzungen stärker den Fähigkeiten und dem Takt erfahrener Übersetzer zugewiesen. Auch aus der weltweiten Rezeption, insbesondere aus China, meldeten sich kritische Stimmen, die vermutlich nicht ohne Wirkung geblieben sind. Ebenso kann F. in den späteren Arbeiten Nidas eine stärkere Rückbindung an Kirche und Gemeinde ausmachen. Ein Grundmangel wird jedoch auch in Nidas Spätwerk nicht beseitigt: dass tiefergehende hermeneutische und exegetische Bezugnahmen auf den Ausgangstext ausbleiben. Gerade an Nidas exegetischem Lieblingsbeispiel Markus 1,1 ff. kann F. die Unzulänglichkeit von dessen Exegese aufweisen und verdeutlichen, wie eine genaue Exegese auch auf eine möglichst getreue Übersetzung führt.

Eben hier stößt man erneut auf die Frage der universalen Transformierbarkeit nach „basic rules“: Sprache und Kultur stehen in einem dichten Interdependenzverhältnis. Und Sprache erweist sich als mehr denn bloße Kommunikation. Worte sind mehr als Zeichen, zumal wenn es um die Modi der Anrede Gottes an den Menschen und seines Handelns an ihm geht. Nidas Methodik erfordert einen allzu hohen Preis: Die Eigenprägung von Psalmen und Liedern geht verloren, ja, es zeichnet sich ein dramatischer Sprach- und damit Theologie- und Glaubensverlust ab, so dass nur eine vage Hoffnung bleibt.

Die Orientierung an der *Consumer Language* und der kommunikationstheoretischen Übermittlung von Nachrichten reagiert durchaus zu Recht auf das Problem der Fremdheit. F. zeigt aber eindrucksvoll, wie auf diese Weise die Bindekraft des Wortes und der Bilder – bis zu den „Herzwörtern“ der Bibel (F. Melzer) – vergleichgültigt wird, so dass eine Bedeutungsäquivalenz von vornherein nicht erreicht werden kann. Und: Es ist nicht zuerst das Sprechen Gottes und dann das Hören des Menschen, das so in den Blick kommt. Vielmehr vollzieht, wie F. zeigt, Nida implizit einen Blickwechsel, der die Autorität des Wortes Gottes, auch wider Willen, relativieren kann.

Auf Luther als Vorläufer kann sich das Äquivalenzmodell gerade nicht beziehen, ungeachtet des vielzitierten Diktums des Reformators, dem Volk „aufs Maul“ geschaut zu haben. Luther orientierte sich gerade *nicht* an der Vulgärsprache; die Schrift war für ihn unbezweifelbare Letztinstanz. F. hebt positiv hervor, dass Nida die Freude an der Vielfalt der Sprachen und der Wirkung des biblischen Wortes in deren Kraftfeld angetrieben habe. Doch er fordert eine ganz andere Antwort in der Ära nach Nida ein: Übersetzer und Revisoren sollten „sich einer neuen Wertschätzung der Fremdheit der Ausgangstexte, ihrer Oberflächenstruktur und ihrer literarischen Gestalt [...] befleißigen“ (391). Die Luther-Bibel, aber auch die King James-Version oder die Buber-Rosenzweig'sche Verdeutschung des Alten Testaments gelten F. als exemplarische Vorbilder: Sie wurden in ihrer Treue zum biblischen Text und ihrer eigenen Sprachmacht selbst zu sprachprägenden Texten, gerade in ihrer je spezifischen Treue zum Urtext. Die andere Lektion, die F. sehr deutlich formuliert: Je genauer die zugrundeliegende Exegese ausfällt, um desto größere Wortgenauigkeit wird sich eine Übersetzung bemühen. F. akzentuiert erfreulich klar, dass es beim Wort Gottes nicht nur um leichten Konsum gehen kann und nicht um ein billiges Verständnis, das die Erwartung einer „billigen Gnade“ (Bonhoeffer) nahelegt. Gerade auch die Andersheit, der Anspruch und die Schönheit des biblischen Wortes sind zu berücksichtigen. Es zu erfassen und zu verstehen, bedarf einer Anstrengung, die aber geeignet sein wird, tiefer in den Reichtum des Wortes Gottes einzuführen.

Die Bibel selbst (und nicht so sehr die „Säkularisierung“, wie Albrecht Schöne einst dekretierte) ist sprachbildende Kraft. Sie wirft stets neu das Problem angemessener Übersetzung auf, entlang dessen Linie das Verhältnis von säkularer und christlicher Welt verläuft. Dies nötigt auch zu sprachphilosophischer Überlegung über den Zusammenhang von Sprache und Denken; einer Sprache, die nicht nur Kommunikationsinstrument ist, sondern selbst das Wort.

H. SEUBERT